

Ein Anti-Rassismus-Workshop zwischen zwei Buchdeckeln

MANUELA RITZ

Ich wurde gebeten einen eher praktischen Beitrag zum vorliegenden Buch beizusteuern. Unter dieser Prämisse hätte ich auf den folgenden Seiten über meine Berufserfahrung als Anti-Diskriminierungs-Teamerin berichten können. Ich hätte meinen Einstieg in den Beruf beschreiben können, der seinen Weg über die Zertifizierung zur blue-eyed-Trainerin nahm. Ich hätte skizzieren können, wie ich hernach bei verschiedenen Teamerinnen und Hospitationen lernte, Konzepte zu entwickeln und die dazugehörigen Workshops anzubieten, zu organisieren und durchzuführen. Ich hätte davon erzählt, wie ich vor etwa zehn Jahren das Thema Adultismus in mein Trainingsrepertoire aufgenommen habe und hätte erklärt, dass es bei Adultismus um die Diskriminierung von Kindern und Jugendlichen durch Erwachsene geht. Ich hätte viel über meine Motivation, meine Haltung und mein Menschenbild als Teamerin schreiben können. Kurzum, mir wäre eine Menge eingefallen, wie ich meine praktische antirassistische Bildungsarbeit theoretisch hätte erklären können. Allerdings, bei der Frage ›Wen würde das eigentlich interessieren?‹ fiel mir nicht wirklich viel ein. Und so habe ich mich für dieses Format entschieden; eine Art virtueller Workshop, an dem Sie hier und jetzt und ganz direkt teilnehmen können. Holen Sie sich also bitte einen Schreibblock und einen Stift oder Ihren Laptop, oder ziehen Sie mit diesem Buch zu Ihrem Computer um, falls Sie nicht sowieso schon längst dort sitzen.

So, und nun lassen Sie mich zunächst Ihre Phantasie bemühen. Stellen Sie sich bitte vor, Sie haben sich zu einem Workshop angemeldet, in dem es um Rassismus gehen soll. Heute nun ist es so weit. Sie finden sich im Workshop-Raum ein. Vor und nach Ihnen kommen noch mehr Menschen hinzu. Hier und da erste inoffizielle Worte der Begrüßung und des Kennenlernens, Smalltalk ... So nach

und nach findet jede Teilnehmerin einen Platz im bereitgestellten Stuhlkreis, und ich eröffne die Runde.

»Mein Name ist ManuEla Ritz. Ich bin Sozialpädagogin und arbeite seit knapp fünfzehn Jahren als freiberufliche Teamerin gegen Rassismus und für Empowerment. Kurz zur Erklärung was der konzeptionelle Unterschied zwischen diesen beiden Themen ist. Beide fokussieren Rassismus als gesellschaftliche Machtstruktur. Doch während es in einem Anti-Rassismus-Workshop wie diesem darum geht, für Rassismus zu sensibilisieren, ist ein Empowerment-Workshop ein sogenannter geschützter Raum, in dem ausschließlich Menschen mit Rassismus-Erfahrungen zusammenkommen, um ihr Er- und manchmal auch ihr Überleben von Rassismus zu thematisieren und miteinander zu teilen. Solche Workshops haben viel mit Heilung von Wunden zu tun, die rassistische Erlebnisse schlagen können. Daneben geht es in Empowerment-Workshops auch darum, sowohl Handlungsoptionen, als auch Denk- und Handlungsstrukturen zu initiieren, die Menschen mit Rassismus-Erfahrungen stärken, ermächtigen oder neudeutsch »empowern« sollen.« Nach diesen Ausführungen würde ich mich vermutlich recht unkompliziert mit den Teilnehmerinnen darauf einigen, dass wir einander duzen und hoffe, dass dies für Sie – die momentan einzige reale Workshop-Teilnehmerin – auch o.k. ist. Leider kann ich mich im Rahmen dieses »Zwischen-zwei-Buchdeckeln«-Workshops nicht wirklich darauf freuen, Dich persönlich kennenzulernen. Und dennoch möchte ich mit einer Kennenlern-Übung beginnen.

Hier ist Deine erste Aufgabe:

Beende bitte den folgenden Satzanfang: »Ich bin ...« Notiere alles, was Dir zu Deiner Person einfällt: Rollen, Adjektive, Bezeichnungen ... Einfach alles. Viel Spaß dabei. Los geht's!

Wäre dies ein Workshop in einem wirklichen Raum, mit einem wirklichen Stuhlkreis und mehr Menschen als nur Dir und mir, würden sich an dieser Stelle die Teilnehmerinnen anhand ihrer Satzbeendigungen vorstellen. Da fielen vermutlich Begriffe wie Lehrerin, gerade ziemlich müde, Tischler, sportbesessen, Vegetarierin, ein leidenschaftlicher Koch, Motorradfahrerin, Frau, Vater usw. Das überspringen wir aus gegebenem Anlass.

Weiter geht's:

Schau Dir Deine Liste der Selbstbeschreibung bitte noch einmal an und markiere die Wörter, die Du zur Beschreibung Deiner Person zwar gerade selbst gewählt hast, die aber im Grunde Fremdzuschreibungen sind. Das heißt, es geht jetzt darum, den Ursprung der jeweiligen Beschreibungen zu finden. Wann, wo und von wem wurde der eine oder andere Begriff erstmals verwendet? Hast Du die für Dich verwendeten Bezeichnungen damals gern und leicht übernommen oder fiel es Dir schwer? Warum war es leicht? Warum fiel es schwer? Und gibt es bei genauer Betrachtung Bezeichnungen, die Du ganz gern nicht mehr für Dich verwendet wissen willst? (Lies bitte erst weiter, wenn Du die Übung beendet, sprich: diese Fragen beantwortet hast.)

Der Schreibeil der Übung ist beendet, nun geht's um Austausch. Eine Frau meldet sich zu Wort. »Ich fand die Übung ziemlich spannend und teilweise gar nicht so leicht«, sagt sie. »Ich habe rausgefunden, dass nur die Dinge, für die ich mich bewusst entschieden habe, tatsächliche Selbstbezeichnungen sind. Zum Beispiel steht bei mir Vegetarierin. Das ist eine Selbstbezeichnung, weil ich mich dafür entschieden hab. Aber dann steht hier zum Beispiel auch, dass ich eine Frau bin – und ganz ehrlich!? Das ist eine Fremdzuschreibung. Natürlich bin ich das irgendwie. Aber, was ich meine, ist: Irgendwer hat irgendwann mal entschieden, dass es wichtig sei, Menschen in Geschlechter einzuteilen, Menschen nach Geschlechtern zu unterscheiden und das Ganze dann Mann oder Frau zu nennen.«

»Das ist ein wirklich spannender Aspekt«, bestätige ich die Worte der Teilnehmerin. »Denn das Einteilen in und Unterscheiden von Menschen durch verschiedene Gruppenzugehörigkeiten ist oft nicht wertneutral, sondern verknüpft mit diversen Zuschreibungen. Und so sind wir mindestens mit einem Bein schon mitten im Thema Diskriminierung. Das Einteilen von Menschen in Zugehörigkeitsgruppen und die Verknüpfung dieser Zugehörigkeit mit spezifischen, zugeschriebenen Merkmalen, mit einem auf- bzw. abwertenden Status ist der Beginn jedweder Diskriminierung.«

»Darf ich eine Frage stellen?« »Klar«, antworte ich dem Mann, der sich da gerade zu Wort gemeldet hat. »Was ist eigentlich der Unterschied zwischen Diskriminierung und Rassismus oder Sexismus?«, will der Teilnehmer wissen. »Oh, ich erkläre das immer am liebsten anhand von Obst«, antworte ich. »Obst ist ein Oberbegriff, richtig? Und unter dem Oberbegriff Obst versammeln sich allerlei leckere Früchte: Äpfel, Bananen, Himbeeren Melonen usw. Nun, Diskriminie-

rung ist auch ein Oberbegriff. Unter ihm sortieren sich allerdings weniger leckere Phänomene wie Rassismus, Sexismus und all die anderen -ismen, die es so gibt.« Der Mann, der die Frage gestellt hat, nickt verstehend, und die vegetarische Frau ergreift noch einmal das Wort. »Darf ich noch mal?«, fragt sie. »Ich war noch nicht ganz fertig. Ich hab hier nämlich auch stehen, dass ich Schwarz bin. Schwarz hab ich groß geschrieben, weil ich damit nicht meine Hautfarbe meine, sondern weil ich Schwarz als politisch motiviertes Konstrukt verstehe. Aber im Grunde ist das doch die Beschreibung meiner Positionierung innerhalb eines rassistischen Systems, oder?« »Ja, das sehe ich auch so«, bestätigt ein Mann die Worte seiner Vorrednerin. »Das Krasse ist ja, dass deine oder meine Hautfarbe gar keine Rolle spielen würden, gäbe es keinen Rassismus. Gäbe es keine Diskriminierung, würde niemand niemanden in irgendwas einteilen wollen. Wir müssten uns nicht beschreiben lassen, und wir müssten uns auch nicht selbst anhand unserer Hautfarbe oder Herkunft beschreiben und benennen.«

»Ja, genau so hab ich auch gedacht«, erklärt die Frau. »Aber wenn das so ist, dann ist Schwarz doch keine Selbst- sondern eine Fremdbeschreibung, oder? Ich sagte zwar, ich bezeichne mich selbst so und zwar ganz bewusst. Aber ganz zu Anfang wurde das an mich herangetragen, also dass ich anders bin.« »Anders als wer?«, unterbreche ich kurz. Die Frau schaut mich leicht irritiert an. »Um jemanden als ›anders‹ zu bezeichnen, braucht es doch erst einmal eine Position, von der aus gesprochen wird«, erkläre ich meine eingeworfene Frage. »Ja, genau«, pflichtet mir die Frau bei. »Diese Position hatten in meinem Fall weiße Deutsche inne, die mir zu verstehen gaben, dass ich nicht weiß bin und dann begannen sie mich zu benennen. Und von all den zum Teil richtig beleidigenden Benennungen distanzieren ich mich, indem ich mich bewusst als Schwarze Deutsche bezeichne. Also ist es am Ende dann doch eine Selbstbezeichnung, allerdings eine irgendwie erzwungene.«

»Weißt Du denn, wo der Ursprung der Bezeichnung ›Schwarze Deutsche‹ liegt?«, frage ich nach. »Ja, soweit ich weiß, ist das großgeschriebene Schwarz von der ISD ausgegangen«, antwortet die Frau. »Von der was?«, will jemand wissen. »ISD«, wiederholt die Frau und ergänzt. »Initiative Schwarze Menschen in Deutschland. Ein Interessenverband Schwarzer Menschen hier in diesem Land.« »Und wie war das großgeschriebene Schwarz von der ISD wohl gemeint?«, frage ich weiter. Die Frau überlegt einen Moment und sagt dann nachdenklich. »Also doch eine Selbstbezeichnung?«

Der Mann, welcher der Frau kurz zuvor beige pflichtet hatte, schaltet sich noch einmal in die Diskussion ein. »Ja, das ist genau der Unterschied zwischen Fremd- und Selbstbezeichnung. Ich verstehe Schwarz auch als Selbstbezeichnung, innerhalb eines rassistischen Systems zwar, also doch irgendwie erzwun-

gen und nicht ganz frei, aber immerhin selbst und nicht fremd. Ganz anders verhält es sich mit dem Wort Migrationshintergrund. Also nicht, dass ich das hier auf meiner Liste der Selbstbezeichnungen stehen hab, aber ich weiß, dass mir dieser ominöse Hintergrund, der übrigens längst zum Vordergrund mutiert ist, ständig angedichtet wird. Mich nervt das total, denn abgesehen davon, dass besagte Wortschöpfung längst keine wertneutrale Aussage mehr ist, genau wie das Wort Minderheit übrigens, frage ich mich, was die Entscheidung meines Erzeugers, nach Deutschland zu kommen, um hier zu studieren, mit meiner Lebensrealität zu tun haben soll. Ich kenne den Typen ja nicht mal. Und ich selbst bin nicht weiter gekommen, als aus meinem Dorf raus bis in die nächstgrößere Stadt, und das war ganz sicher keine Migration, sondern nur ein Umzug.«

Ein weiterer Teilnehmer klinkt sich ein: »Ja, aber Migration heißt ja auch nur Umzug.« »Naja, es heißt aber auch auswandern. Und ganz ehrlich jetzt mal, würdest Du etwa sagen, ich migriere übermorgen von Buxtehude nach Kassel? Das Wort ist besetzt.« »Welches? Buxtehude?«, fragt der Zwischenfrager scherzend. »Nee, Migration«, sagt der Mann schmunzelnd und erklärt dann weiter: »Also mit Migrationshinter- oder -vordergrund hab ich genauso wenig zu tun wie mit meinem Erzeuger. Alles, was der mir hinterlassen hat, ist meine Hautfarbe. Und die beeinflusst mein Leben in diesem Land, in dem ich geboren und aufgewachsen bin, ganz schön. Genauer gesagt, was mein Leben wirklich beeinflusst, sind die Erfahrungen, die ich in diesem Land mit dieser, meiner Hautfarbe, mache. Deshalb habe ich irgendwann die Selbstbezeichnung ›Mensch mit Rassismus-Erfahrungen‹ gewählt.«

»Da haben wir etwas gemeinsam«, sage ich. »Allerdings tendiere ich langsam dazu, auch diesen Begriff wieder abzulegen, weil die Aussage suggeriert, dass nur Menschen Rassismus-Erfahrungen machen können, die nicht in das deutsch geprägte Einheitsbild von weiß und/oder blond und/oder blauäugig passen sollen. Ein Trugschluss, denn letztlich hat vermutlich jeder Mensch, der in diesem Land lebt und dem Kinderwagen entwachsen ist, schon mal Erfahrungen mit Rassismus gemacht. Nur weiß das nicht jeder. Besonders dann, wenn man selbst nicht Zielscheibe rassistisch intendierter sprachlicher Merkwürdigkeiten, psychischer und physischer Grenzüberschreitungen oder Gewaltattacken ist, kann man vieles übersehen, überhören, nicht merken, nicht checken. Und so kann es sein, dass wir uns alle in einem System namens Rassismus bewegen, von dem wir zwar vielleicht wissen, dass es existiert, das wir aber nicht mit unseren eigenen Lebenserfahrungen verknüpfen.

Lasst mich mal kurz zwischenfragen:

Wer von den weißen Teilnehmerinnen hat weiß für sich als Bezeichnung notiert oder Mensch ohne Migrationshintergrund? Hast Du einen der beiden Begriffe oder beide? Wenn nein, warum nicht? Wenn ja, warum?
(Nimm Dir gern etwas Zeit für die Beantwortung der Fragen. Wenn Du magst, notiere Deine Antworten, bevor Du weiterliest.)

Eine Teilnehmerin sagt, sie habe weder ›weiß‹ noch ›ohne Migrationshintergrund‹ notiert, weil beides ja offensichtlich sei. Eine andere Frau widerspricht: »Also, ich finde das gar nicht so offensichtlich. Du könntest ja auch Schwedin, Engländerin oder Australierin sein.« »Aber das ist doch kein Migrationshintergr...« Die Teilnehmerin unterbricht sich selbst mitten im Wort und geht in sich. Die andere Frau fährt fort: »Das ist überhaupt die ganze Krux an der Sache. Wenn man weiß und deutsch ist, so wie ich, komme ich entweder gar nicht auf die Idee, dass meine Hautfarbe bzw. die Erfahrungen, die ich damit mache, Teil meiner Identität sind, oder aber ich bin der Meinung, ich muss es nicht extra benennen, weil das ja ganz normal ist, der Status Quo in dieser Gesellschaft. Und genau von diesem Status Quo aus, in dem wir uns selbst nicht benennen, bezeichnen und beschreiben, labeln wir andere Menschen, die nicht weiß und deutsch sind.«

»Oder die nicht als deutsch wahrgenommen werden«, ergänze ich und frage augenzwinkernd: »Du hast sicher mal einen Critical-Whiteness-Workshop belegt, oder?« »Ja«, antwortet die Frau, »und das kann ich auch jeder weißen Person nur empfehlen.« »Das ist doch ein schönes Zwischenschlusswort«, sage ich, werde jedoch mit der Frage unterbrochen, was ›Critical Whiteness‹ sei. »Critical Whiteness«, erkläre ich, »ist sozusagen das Pendant zu Empowerment. Während sich in einem Empowerment-Workshop Menschen mit Rassismus-Erfahrungen zusammenfinden, um Stärkung und Widerstand gegen Rassismus zu thematisieren und zu erproben, sind Critical-Whiteness-Workshops sogenannten Mehrheitsangehörigen vorbehalten. Im kritischen Weißseins-Ansatz geht es darum, die eigene Verstricktheit und Positionierung weißer Menschen in rassistischen Strukturen zu thematisieren. Ich leite keine solchen Workshops, aber ich weiß von Kolleginnen, dass rassistisch begründete Privilegien ein wichtiger Aspekt von Critical-Whiteness-Ansätzen sind und genau damit, mit der Frage nach den Privilegien, würde ich gern nach einer Pause mit Euch weiterarbeiten.«

Als alle Teilnehmerinnen wieder Platz genommen haben und es langsam ganz von selbst still wird, stelle ich folgende Frage: »Was ist Eurer Meinung nach der Ursprung von Rassismus?« Es fallen Antworten wie Vorurteile, Armut, Dumm-

heit bis die Whiteness-geschulte Teilnehmerin sagt: »Der Status Quo.« »Stimmt!«, sage ich. »Alles beginnt immer mit der gesellschaftlich anerkannten, nicht weiter in Frage gestellten Normierung einer Personengruppe. Im Kontext von Rassismus ist die Norm hier in diesem Land, weiß zu sein, qua Geburt deutsch zu sein und die deutsche Sprache akzentfrei zu beherrschen. Die drei Bedingungen müssen erfüllt sein, um relativ sicher zu gehen, hier in diesem Land keinen Rassismus abzubekommen. Wichtig ist, feilschen gilt nicht. Es kann nicht nur eine von den drei Bedingungen erfüllt sein, denn du kannst noch so weiß sein, und vorerst muss sich niemand für deinen Geburts- oder Herkunftsort interessieren, doch sobald du den Mund aufmachst und nicht nur etwa ein Dialekt, sondern ein Akzent hörbar wird, ist Schluss mit ›passing‹, also damit sich unauffällig durch die weiße Mehrheitsgesellschaft bewegen zu können. Schon wirst du als Mensch mit besagtem Migrationsvordergrund entlarvt.«

Ein Teilnehmer meldet sich. »Gehört der christliche Glaube nicht auch zum Status Quo zumindest hier in Deutschland?«, will er wissen. »Das könnte man denken«, bestätige ich vage, »Christ oder wenigstens Atheist. Aber bitte nicht Moslem oder Jude«, fahre ich mit ironischem Unterton fort, relativiere die Mutmaßung des Mannes dann jedoch. »So ganz richtig ist das allerdings nicht. Denn mit dieser Denkweise schließen wir ziemlich nahtlos an nationalsozialistische Ideologien an. Schließlich hatte man in den 30er und 40er Jahren des vorigen Jahrhundert ja auch schon mal die Religionsgemeinschaft der Juden mir nichts, dir nichts zu einem eigenen Volk, zu einer eigenen Rasse erklärt. Da fällt mir ein: Sicher wisst ihr alle längst, dass unterschiedliche Menschenrassen genetisch gar nicht nachweisbar sind. Rassismus als gesellschaftliches Machtsystem gibt es aber trotzdem, deshalb spricht man hin und wieder auch von ›Rassismus ohne Rassen‹. Allerdings, um auf deine Frage zurückzukommen, ein wenig muss ich dir Recht geben. In der Tat erinnert mich das, was nicht nur in unserem Land an anti-islamischer Hetze kursiert, sehr an das, was die Nazis einst versuchten. Bei diversen Berichterstattungen habe ich das Gefühl, Menschen moslemischen Glaubens werden auch zu einem Volk zusammengefasst. Unglaublich, wie Menschen nicht in der Lage sind, aus der Geschichte zu lernen.« Ich halte einen Moment inne, dann fahre ich fort. »Um aber korrekt zu argumentieren, spricht man bei dem Phänomen, das du nennst, von Diskriminierung aufgrund von Religionszugehörigkeit. Einigen wir uns also an dieser Stelle auf die drei besagten Bedingungen: weiß, deutsch und akzentfrei deutsch sprechend.«

Und hier kommt die nächste Aufgabe:

Gemessen an diesen drei Kategorien, gehörst Du im Kontext von Rassismus in diesem Land zur Norm? Wenn ja, über welche Privilegien verfügst Du aufgrund dieses Status? Und was bedeuten Dir Deine Privilegien?

Wenn Du nicht besagter Norm entsprichst, dann beantworte bitte folgende Fragen:

Auf welche Privilegien kannst Du nicht zurückgreifen, weil Du im Kontext von Rassismus nicht zur Norm gehörst? Über welche Privilegien verfügst Du trotz Deines unterprivilegierten Status?
(Bitte nimm Dir für die Beantwortung der Fragen Zeit, bevor Du weiterliest.)

Eine neue Diskussionsrunde wird eröffnet. Die Frau, die zu Beginn des Workshops über die Selbstbezeichnung Schwarz nachgedacht hatte, sagt: »Ich kann nicht in der Masse untergehen. Ich falle stets auf und werde gelegentlich dennoch übersehen. Neulich erst stand ich beim Bäcker an. Die Verkäuferin hat alle Kunden um mich herum bedient und mich beflissen übersehen.« Ungläubigkeit und leichte Empörung breiten sich in der Gruppe aus. Jemand murmelt: »Das ist mir das letzte Mal als Kind passiert.« »Ja, das ist ja das Krasse«, fährt die Frau fort. »Bei weißen Menschen hören bestimmte Erfahrungen, die sie in der Kindheit machen, irgendwann auf. Bei mir nicht. Erst letzte Woche noch hat mir eine fremde Person im Bus einfach so in die Haare gefasst, nur um mal zu sehen, wie sich das so anfühlt.«

»Und was hast du da getan?«, erkundigt sich die Frau, die zu Beginn des Workshops in ihrer Argumentation schwedisch, englisch oder australisch sei doch kein Migrationshintergrund, stecken geblieben war. »Erst hab ich mir überlegt, ihr auch in die Haare zu grapschen«, antwortet die befragte Frau. „Aber die waren so eklig fettig und strähnig, dass ich es lieber gelassen hab. Ich wollt mir ja nichts einfangen.« Manche der Anwesenden schmunzeln über die laxen Antworten der Frau, andere scheinen in Gedanken versunken. »Grad ist eine wichtige Frage gestellt worden: Was hast du gemacht?«, erinnere ich, und mein Blick fällt auf die Frau, welche die Frage gestellt hat. »Darf ich dir dieselbe Frage stellen?« »Wie, mir?« Die Frau wirkt irritiert und ein wenig angespannt. »Ja, dir. Angenommen, du wärest in diesem Bus gewesen, und angenommen, du hättest die Szene mitbekommen. Was hättest du dann getan?« »Aber ich ...«, wieder bricht die Frau mitten im Satz ab. Sie schweigt, scheint nachzudenken. Lange.

Mein Blick schweift durch die Runde. »Euer Schweigen schützt Euch nicht«, zitiere ich die von mir sehr geschätzte feministische und antirassistische Aktivistin Audre Lorde. »Euer Schweigen macht nur, dass Rassismus fortbesteht. Denn wer schweigt, stimmt zu.«

Ich versuche die Lähmung, welche die Gruppe zu beherrschen scheint, zu lösen. »Diejenigen, die im Kontext von Rassismus hier in diesem Land der Norm entsprechen: Darf ich von euch hören, welche Privilegien ihr für Euch notiert habt?« Ein Mann hebt den Arm, ich nicke ihm zu. »Ich werde in der Regel ernst genommen. Man glaubt und vertraut mir, das heißt, ich bin nicht per se irgendwelchen Verdächtigungen ausgesetzt«, benennt der Mann zwei seiner Privilegien. »So einfach, so banal«, sage ich. »Und wie könntet ihr nun dieses Privileg nutzen, um etwas an der ›haarigen Situation‹ im Bus zu verändern?« Wieder tritt Stille ein.

Plötzlich lacht eine Teilnehmerin auf. Alle Blicke wandern zu ihr. »Ich hab mir grad vorgestellt«, sagt sie noch immer lachend, »dass ich zu der Person hingehe und sage: ›Offenbar interessieren Sie sich für Haare. Wollen Sie meine vielleicht auch anfassen?‹« Alle prusten los. »Stimmt, Humor ist ein durchaus erlaubtes Mittel im Kampf gegen Rassismus«, sage ich. Ermutigt von der aufgelockerten Atmosphäre im Raum schlägt ein Mann vor, die Person einfach zu fragen, warum sie in anderer Leute Haare rumfummelt. »Ja, genau. Fragen stellen, die auf die Merkwürdigkeit des Geschehenen hinweisen, ist eine prima Strategie, tausendmal wirksamer als belehren«, kommentiere ich, und schon wird ein weiterer Vorschlag eingebracht. Die haargrapschende Person könne gefragt werden, ob sie auch noch ein Gerät zur Vermessung von Köpfen bräuchte, wenn sie neue arische Vermessungsstudien erstellen wolle, sagt ein Teilnehmer.

»Boah, das ist Galgenhumor«, erwidert ein anderer und die Frau, die das Haar-Beispiel eingebracht hat, fügt hinzu: »Das wäre mir aber sehr unangenehm.« »Aha, hier sind wir bei einem weiteren wichtigen Punkt angelangt, wenn wir darüber nachdenken, wie sich Widerstand gegen Rassismus ausdrücken soll, kann und darf«, schalte ich mich in die Debatte ein. »Der erste Schritt war, werdet euch eurer Privilegien bewusst und nutzt sie. Den zweiten Schritt kann man leider nur in Übungssituationen gehen. In der Realität wäre dafür keine Zeit. Umso wichtiger ist es, Handlungsoptionen vorher zu durchdenken und bestenfalls auch zu üben. Der zweite Schritt also wäre: Überlegt euch, welches Ziel ihr in der jeweiligen Situation erreichen wollt.«

Wieder entsteht eine nachdenkliche Stimmung. Schließlich steht der Mann auf, der weder einen Migrationshinter- noch -vordergrund angedichtet bekommen mag. Er geht zu der Frau, die das Haarbeispiel eingebracht hat, hinüber, schaut ihr in die Augen und sagt. »Mir ist es eben nicht entgangen, dass die Frau

dich ungefragt angefasst hat. Es tut mir sehr leid, dass wir uns immer noch mit solchen blöden Sachen rumschlagen müssen. Ich würde der blöden Erfahrung gern eine Schöne entgegenstellen. Hättest du eine Idee, wie das gehen könnte? Hast du einen Wunsch, den ich dir erfüllen kann?« Die Frau schüttelt entgeistert den Kopf. »Dann erlaub mir bitte, dich auf einen Kaffee einzuladen. Ich würde dich gern kennenzulernen.« Es ist mucksmäuschenstill im Raum, eine kleine Ewigkeit lang, bis jemand schmachtvoll »Hollywood!« seufzt und Applaus losbricht. Der Mann verharret noch eine Weile, verbeugt sich dann spielerisch und setzt sich wieder.

»Was war dein Ziel?«, frage ich ihn, als wieder Stille eingekehrt ist. »Ich finde, in solchen Situationen geht's meist um die, die etwas getan haben. Mindestens genauso oft, geht's darum, mich selbst zu profilieren, etwas zu tun, was mich zu einem tollen Hecht macht. Ganz selten dreht sich das Geschehen um die Person, die grad eine ungute Erfahrung gemacht hat, und deshalb war mein Ziel, mich ihr zuzuwenden.« »Und was ist an dieser Stelle dein Privileg?«, will ich wissen. Der Mann schaut mich an und sagt sehr ernst: »Dass ich ähnliche Erfahrungen hab, dass ich erraten kann, wie es ihr geht, dass ich weiß, was ich mir in einer solchen Situation wünschen würde.« »Genau«, stimme ich zu, und meine Blicke gehen gezielt zu den Personen, von denen ich glaube, dass sie zur Zielgruppe von Rassismus gehören. »Es geht um eure Fähigkeit mitzufühlen und aus Mitgefühl kann Solidarität entstehen. Was ihr besitzt ist ›fühlendes Wissen, lebendiges Wissen‹.«

Und so nimmt der Workshop seinen Lauf. Wir suchen Handlungsoptionen für eine Situation, in der ein Polenwitz zum Besten gegeben wurde, für eine andere Situation, in der jemand auf einem Bahnhof Zeuge war, als ein nicht-weißer Mann von der Polizei angehalten und nach seinen Papieren gefragt worden war. Ein weißer Vater erzählt von seiner Schwarzen Tochter, die in der Schule aufgrund ihrer Hautfarbe gehänselt wird. Ein Mann mit Akzent berichtet, ihm sei in einem Streit entgegnet worden: »Lern du erst mal richtig Deutsch. Kanake.« Ja, wir wagen uns bis in jene Situation hinein, in der sich eine Frau mit Kopftuch von einem sie anstarrenden Ehepaar in einem öffentlichen Verkehrsmittel belästigt fühlte.

Inzwischen reden wir nicht mehr nur, sondern erproben unsere Ideen in Rollenspielen. Und so setzt sich ein weißer Mann neben die kopftuchtragende Frau, verschränkt die Arme und starrt die Personen, die das starrende Ehepaar mimen, ebenfalls unverhohlen an. Ein anderer Teilnehmer kramt sein Smartphone aus der Hosentasche und fotografiert die verdutzten Starrer. Und die Frau, die weder Schwedin, noch Engländerin und auch nicht Australierin ist, schiebt sich ganz dicht vor das Ehepaar und sagt: »Bin ich nicht auch sehr sehenswert? Warum

schauen sie nicht mich an oder irgendeine andere Person hier?« Und obwohl sich der Workshop um ein ernstes Thema dreht, ist die Atmosphäre durch die Rollenspiele locker, leicht und gelöst.

Viel Humor ist im Spiel. Bis die Frau, die einst einen Critical-Whiteness-Workshop besucht hat, sagt: »Alles gut und schön, aber letztlich ist es doch so: Wir Weißen haben das Privileg, uns nicht mit Rassismus beschäftigen zu müssen, wenn wir nicht wollen.« »Falsch!«, sage ich und die Verunsicherung, die durch dieses harsche Wort entsteht, ist gewollt. »Ihr Weißen müsst Euch nicht mit Rassismus beschäftigen, wenn Ihr wollt, dass alles so bleibt, wie es ist oder auch ruhig noch ein bisschen schlimmer werden kann. Aber wenn ihr wollt, dass sich etwas zum Guten ändert, wenn ihr in einer Gesellschaft leben wollt, in der die Würde aller Menschen tatsächlich unantastbar ist, dann ist es Eure verdammte Pflicht, Euch mit Rassismus zu beschäftigen und nicht nur theoretisch, sondern sehr praktisch; im Bus, auf dem Bahnhof, zu Hause, in der Schule. Wo immer ihr seid. Einfach überall.«

Mit diesem – zugegebenermaßen – recht pathetischen Appell verlasse ich den fiktiven Workshop mit seinen fiktiven Teilnehmerinnen und widme mich nun wieder ganz Ihnen, sehr geehrte Leserin, sehr geehrter Leser.

Hier ist Ihre letzte Aufgabe:

Erinnern Sie sich an eine Situation, in der Sie Zeugin von Diskriminierung waren. (Wenn Ihnen nichts einfällt, nutzen Sie eins der oben genannten Beispiele.) Überlegen Sie, was Ihr Ziel sein könnte in der jeweiligen Situation. Gehen Sie jetzt noch einmal Ihre Privilegien-Liste durch und schauen Sie, welches Privileg Sie nutzen könnten, um die jeweilige Situation zu verändern und zwar nicht (allein) um Gutes zu tun, nicht um irgendwem zu helfen, sondern einfach, weil Sie nicht wollen, dass so etwas in Ihrer Gegenwart passiert.

Und wenn Sie wollen, tun Sie sich mit anderen zusammen, spielen Sie einzelne Situationen durch und entwickeln Sie im Rollenspiel Handlungsoptionen. Viel Spaß beim Nachdenken, Kreativsein, Spielen und Spaßhaben – trotz des ernstesten Themas Rassismus. Ich freue mich schon darauf, Ihnen eines Tage zu begegnen und Sie dann vielleicht in einer diskriminierenden Situation handeln zu sehen.

